VERMISCHTE ANEKDOTEN

Als der Maler Hans von Marées, noch ziemlich unbekannt, in Rom lebte, hatte er seine Wohnung unten am Tiber, das Atelier aber oben am Pincio. Allmorgendlich, wenn Marées nach oben stieg, begegnete ihm ein damals schon berühmter Bildhauer, dessen Wohnung auf der Höhe lag und der zu seinem Atelier in die Tiefe musste.

Die beiden Künstler lernten sich nun eines Tages kennen. Leutselig sagte der Bildhauer: "Wir kennen uns schon; wir treffen uns ja so oft auf dem Wege ins Atelier."

"Ja", antwortete Marées, "ich komme herauf, und Sie kommen herunter."

*

Der junge strassburger Theologe Dr. Johann Lorenz Blessing hielt sich in den Jahren 1773 und 1774 längere Zeit in Leipzig auf, um bei dem berühmten Orientalisten Johann Jakob Reiske arabischen Unterricht zu nehmen.

In dem Privatstunden, die Reiske Blessing gab, hörte nun Reiskes geistreiche und jugendlich liebenswürdige Gattin fast regelmässig zu, und sie fehlte beinahe nie, wenn Reiske seinen Lieblingsschriftsteller Montenabbi las und erläuterte. Montenabbis Dichtungen sind nun aber oft recht beziehungsreiche Liebeslieder, und da kam es vor, dass die Augen der jungen Frau und die Blessings sich voll begeisterten Verstehens ineinander senkten.

Reiske hatte dies bemerkt, und erzürnt rezitierte er aus Montenabbi:

"Blitzen Wolken in der Liebe,
Wird die Süssigkeit zu Wermut.
O Gesicht der Schalkheit, täuschest
Du mich nicht, so fräss Verzehrung
Nicht mein Fleisch, und es zermalmte
Mich des Haders Ingrimm nicht."

Danach bat er seinen Schüler, nicht wiederzukommen. Der aber erklärte: "Ich komme morgen zur gleichen Zeit und erwarte, dass Sie bis dahin Ihrer edlen Gattin das Unrecht abgebeten und an die Blindheit gedacht haben, mit der der alte Dichter Stasicharus geschlagen wurde, als er die schöne Helena verlästert hatte."

Blessings Worte blieben nicht ohne Wirkung. Reiske fand am nächsten Tage bei Montenabbi herzliche, werbende Verse — und mit ihnen leitete er das Fest der Versöhnung ein.

Der französische Dichter Lamotte war mit einem ausserordentlichen Gedächtnis begabt. Ein junger Dichter las ihm ein neues Trauerspiel vor, das er mit sichtbarem Vergnügen von Anfang bis zu Ende anhörte. Er versicherte dem Verfasser, das Stück sei vortrefflich, und er wolle sich für einen glücklichen Erfolg verbürgen. "Aber", fügte er hinzu, "Sie haben sich eines kleinen Plagiats schuldig gemacht. Ich will Ihnen zum Beweis die zwei Sätze des vierten Aktes wiederholen."

Daraufhin trug Lamotte diese Sätze mit solcher Sicherheit vor, als wenn er sie selbst geschrieben hätte. Die Zuhörer sahen sich verlegen an, wussten nicht, was sie denken sollten, und der junge Dichter war gar arg in der Klemme.

Lamotte aber ergötzte sich an der Verwirrung, die er angerichtet hatte, und sagte dann: "Erholen Sie sich von Ihrem Erstaunen, meine Herren! Die Szene ist so gewiss das geistige Eigentum unseres Dichters wie alles übrige an dem Stück; sie gefiel mir aber so sehr, ich finde sie so voll Leben, dass ich nicht umhin konnte, sie beim Zuhören auswendig zu lernen."

*

Als eine Folge der französischen Revolution wurden im Jahre 1800 in der Pariser Oper Vorstellungen veranstaltet, zu denen man keinen Eintritt bezahlen brauchte.

Bei einer dieser Vorstellungen war es wieder zum Brechen voll von solchen Zuschauern und Zuschauerinnen, die früher niemals in ein Theater gekommen waren. Beim ersten Terzett schrie nun ein Marktweib mit kreischender Stimme:

"Da seht nur die unverschämten Schlingel! Weil's heute umsonst ist, so singen drei auf einmal, um recht bald fertig zu werden."

*

Der Physiologe Karl Ludwig, einer der ersten Gelehrten seines Faches, machte einst im Kolleg Experimente mit einem Frosch. Als er das Gehirn des Tieres mit einem Scherenschnitt entfernte, machte der Frosch eine ausserordentlich starke Reflexbewegung, entschlüpfte den Händen Ludwigs und sprang einem in der ersten Reihe sitzenden Zuhörer direkt ins Gesicht. Während die Studenten darob in stürmisches Gelächter ausbrachen, bemerkte Ludwig lächelnd: "Sie sehen also, meine Herren, wie wenig Gehirn dazu gehört, um ein ganzes Auditorium in Heiterkeit zu versetzen."

*

Als der bayrische Kurfürst Maximilian Joseph noch Kronprinz war, ward er von seinen Eltern sehr angehalten, sich Kenntnisse zu erwerben. Er wurde deshalb stets am Ende jeden Monats im Beisein seiner Eltern gründlich examiniert.

Einst kam die Rede auch auf die Mündigkeit der beiden Geschlechter, und der Kronprinz wurde gefragt, weshalb das weibliche Geschlecht früher mündig wäre als das männliche. Die Antwort erfolgte blitzschnell:

"Weil Unkraut am schnellsten wächst."

Der kurfürstliche Vater soll sehr gelacht haben, doch die Frau Kurfürstin war von ihrem Sprössling recht wenig begeistert.

*

Als der Nachlass des berühmten holländischen Arztes H. Boerhaave, der im Alter von 70 Jahren gestorben war, zu Leyden versteigert werden sollte, fand man ein stark versiegeltes Buch in Folio, das folgende Aufschrift hatte: "Die einzigen und tiefsten Geheimnisse der Arzneikunst." Bei der Versteigerung boten viele auf den Folianten und überboten sich, bis ihn endlich einer für 10.000 Gulden erstand. Der Eigentümer glaubten nun, den grössten Schatz der Welt zu besitzen. Er entsiegelte das geheimnisvolle Buch, und was fand er darin? — Alle Blätter waren leer und unbeschrieben; nur auf dem ersten Blatt stand mit grossen Buchstaben folgendes aufgezeichnet: "Halte den Kopf kalt, den Leib offen und die Füsse warm — so kannst Du aller Aerzte spotten."

Der Romanschriftsteller und Dramatiker Richard Voss war eng befreundet mit Paul Heyse und wohnte natürlich jeder Premiere von dessen Schau- und Trauerspielen bei. Einmal war auch Wildenbruch im Thater, und am nächsten Tag erhielt Richard Voss folgenden gereimten Morgengruss von ihm übersandt, der zeigt, wie scharf ihn Wildenbruch beobachtet hatte:

"Er hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit!
Er sitzet im Theater
Und hat für ihn den Kater,
Als wär's ein Stück von ihm!"

*

Jemand richtete an Karl May die Frage, wie er es ermöglicht habe, in seinen Romanen von Amerika und anderen Ländern so genaue Schilderungen zu bringen, ohne doch selbst jemals dort gewesen zu sein.

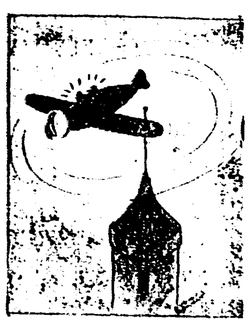
Karl May erwiderte: "Ja, glauben Sie denn, dass Dante in der Hölle gewesen ist, ehe er seine berühmte Schilderung schrieb?!"

*

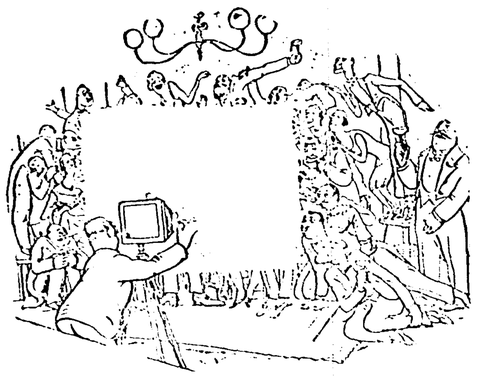
Im Rekrutierungsbüro der nordamerikanischen Flotte stand dieser Tage ein Mann vor dem untersuchenden Arzt, der grosse Narben von Brandwunden auf beiden Beinen aufwies. Der Arzt schüttelte den Kopf und meinte zweifelnd: "Können Sie mit Ihren Beinen überhaupt herumlaufen?" — "Ich glaube schon", meinte der Mann. "Nun, wir können es ja mit Ihnen probieren", sagte der Arzt, immer noch nachdenklich. Und so wurde der Weltmeister im Kurzstreckenlauf über eine Meile, Glenn Cunningham, Rekrut in Onkel Sams Marine.

*

Der wiener Dichter Peter Altenberg, ein Enthusiast von Profession, der in allen Dingen des Lebens stets nur Schönheiten und Freuden entdecken wollte, schwärmte einst in einer Taverne in Venedig von der italienischen Küche. Er hielt eine dünne Scheibe Veroneser Salami vor die Augen und rief mit komischem Pathos: "Die grossartige italienische Küche ist ein natürliches Produkt der grossartigen italienischen Geschichte, Kunst und Architektur. Wenn man durch diese herrliche Veroneser Salami durchblickt, sieht man wie in einem Fernrohr ganz Italien. Ich sehe zum Beispiel den schiefen Turm von Verona!" Ein Freund unterbrach ihn: "Aber lieber Peter, der schiefe Turm steht doch in Pisa!" Worauf der Enthusiast antwortete: "Pisa sehe ich auch!"



"Vorläufig ist es ja ganz lustig. Aber wenn das Benzin zu Ende geht?"



Was nicht mehr auf die Platte kommt

"Wie kommt das, dass sie doch auf uns schiessen, Alfred? Die sehen unsere Camouflage nicht erst zu nehmen!"

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 3. Februar — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1503 XL. Jahrg.

HAELFTE DES LEBENS

Von *Friedrich Hölderlin*

Mit gelben Birnen hänget
und voll mit wilden Rosen
das Land in den See:
Ihr holden Schwäne,
und trunken von Küssen
tunkt ihr das Haupt
ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehme ich, wenn
es Winter ist, die Blumen, und wo
den Sonnenschein
und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
sprachlos und kalt, im Winde
klirren die Fahnen.

JAVA UND DIE HOLLÄNDER

Wenn man nach Java kommt und zum erstenmal über Land fährt, so fühlt man sich in ein verzaubertes und bezauberndes Märchenland versetzt. Das Land ist überall von grosser Fruchtbarkeit, auf seiner schwarzen vulkanischen Erde scheint alles, was man nur pflanzen kann, üppig zu gedeihen. Man sieht kaum eine Pflanze, um die es nicht gut bestellt wäre. Dieses Land ist aufs dichteste bevölkert von einer fremdartigen, sanften und sehr gesitteten Menschheit. Ihre Männer und Frauen tragen lange Röcke und langes Haar. Sie haben ihren eigenen Lebensstil, der sich nicht nur von dem anderer asiatischer Rassen, sondern auch von dem der stammverwandten benachbarten Malayen deutlich abhebt. Die Berge in diesem Land sind nicht wie anderswo in Ketten angeordnet, die die Täler links und rechts abgrenzen, sondern es sind Vulkane, die meistens für sich allein, als gewaltige Pyramiden, in der Landschaft stehen, zum grossen Teil in voller Tätigkeit. Es herrscht ein ewiger Sommer, denn Java liegt dicht beim Aequator, und Tage und Nächte sind jahraus, jahrein gleich lang. Es regnet oft, aber nie sehr lange. Es gibt auch keine ausgesprochenen Trocken- oder Regenzeiten.

Dies glückliche Land wird von den grossen, blonden Holländern weise und geschickt regiert. Sie sind schon seit Jahrhunderten hier, und nach vielen Missgeschicken verwenden sie nun ihre reiche koloniale Erfahrung und Tradition, um Land und Volk in Wohlstand und Gesundheit zu erhalten, was ja auch ihr eigener Vorteil ist.

Das ist ungefähr der erste Eindruck, den man empfängt, und wenn bei näherem Zusehen auch nicht alles ohne Schattenseiten und in mancher Hinsicht noch lange kein Ideal erreicht ist, so steht immerhin fest, dass Java unter den Holländern eine lange Periode von Aufstieg, Entwicklung und wirtschaftlichem Wohlergehen erlebt hat.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist märchenhaft. Er gibt Jahr für Jahr fast ohne Düngung seine reichen Ernten. Die vulkanische Erde scheint unbegrenzte Wachstumsmöglichkeiten zu bergen. Der grösste Teil des bebauten Landes ist mit Reis bepflanzt, und zwar auf jene Art, die man den "nassen Reisbau" nennt, wobei die Erde zeitweise unter Wasser gesetzt wird. Zu diesem Zweck ist das ganze Land terrassiert und in grössere und kleinere, auch allerkleinste Terrassen eingeteilt; das Wasser von Bächen und Flüssen wird kunstvoll so geleitet, dass es von einer Terrasse zur anderen fliesst, wobei überall eine genau der Fläche entsprechende Wassermenge zufliesst. Diese Anlagen der Reisfelder sind in allen östlichen Tropenländern zu Hause, aber nirgends ist ihre Anlage zu einer so hohen Kunst geworden wie auf Java. Man behauptet, dass europäische Ingenieure mit all ihrer Technik und Wissenschaft kaum imstande wären, das Land ebenso kunstvoll und sinnreich bis zum letzten Quadratfuss auszunutzen. In diesem Land des ewigen Sommers, wo die Wasserzufuhr nach Willkür geregelt werden kann, gibt es keine Saat- oder Erntezeit, sondern man sieht nebeneinander Felder, wo junge Reispflanzen ausgesetzt sind, andere, wo sie halbhoch stehen, und wieder andere, wo geerntet wird.

Von weitem erkennt man in diesen unendlichen Reisfeldern die Dörfer an ihren Gärten mit Bananenstauden, Kokospalmen und an den Hainen der Bambussträucher, die nirgends fehlen und deren sich im Winde leise bewegende Wedel, doppelt so hoch wie die Häuser und von tiefem Grün, der Landschaft ihre besondere Note geben. Der Bambus gibt dem Javanen alles, was er zum Haushalt braucht, die dicken Rohre bilden starke, elastische Balken von relativ kleinem Gewicht — ganze Häuser und Brücken werden daraus gebaut. Aufgespaltete Teilstücke davon liefern alles, wozu man anderswo Bretter brauchen würde. Ferner werden Hecken, Wasserrinnen, alle möglichen Werkzeuge, Möbel daraus verfertikt, kurz, der Landmann braucht fast kein anderes Material als Bambus.

Im Westen der Insel ist fast das ganze Land mit Reis bestellt, gegen Mitteljava und im Osten ändert sich das Bild. Hier trifft man ausgedehnte Pflanzungen von Zuckerrohr, die den wichtigsten Exportartikel Javas liefern, denn die Zuckerausfuhr betrug gegen zwei Millionen Tonnen im Jahr. Die Zuckerrohrfelder sind auf Grund komplizierter Abmachungen mit den Dörfern so angelegt, dass eine Wechselwirtschaft möglich wird. Auf einem Teil der Grundstücke wird Zuckerrohr gepflanzt, während die übrigen für eine bestimmte Zeit den Dorfbewohnern für den Anbau ihrer eigenen Produkte zur Verfügung stehen. Da das ganze Land in Dorfgemeinden aufgeteilt ist, denen das Eigentum am Grund und Boden zusteht, und andererseits die ansässigen Zuckerfabriken, durchweg sehr grosse Anlagen — eine Zuckerfabrik in kleinem Masstab arbeitet nicht rationell — auf eine beständige regelmässige Belieferung während der Erntezeit angewiesen sind, so setzt diese Industrie eine umfassende organisatorische Arbeit und ein gutes Einvernehmen mit der Bevölkerung des Gebietes voraus. Im Interesse der Zuckerindustrie arbeiten mehrere wissenschaftliche Institute, die in der ganzen Welt grosses Ansehen geniessen.

Weitere Bodenprodukte von grosser Bedeutung sind Kaffee, der schon 1721 eingeführt wurde, und dessen Export 40 Millionen Tonnen ausmachte, und Tee, der seit 1826 angebaut wird und ungefähr 70 Millionen Kilo von sehr guter Qualität liefert. Ferner bestehen Pflanzungen von Kakao, Tabak, Gummi und anderen tropischen Produkten.

Eine wichtige Rolle spielt die Chinarinde, aus der Chinin hergestellt wird. Auf diesem Gebiet besass Java beinahe das Weltmonopol. Chinin wurde in einer grossen staatlichen Fabrik in Bandoeng hergestellt und von dort aus in die ganze Welt versandt.

*

Java ist das am dichtesten bevölkerte Land der Erde. Es hat auf etwa 127.000 Quadratkilometern etwa 40 Millionen Einwohner. Dabei ist nicht etwa das ganze Land besiedelt; grosse Gebiete sind mit Bergen bedeckt, anderswo, vor allem an der wilden Südküste, hat sich auf weite Strecken der fast unzugängliche Urwald erhalten.

Fährt man aber in den Ebenen und Tälern über Land, so bietet sich überall das gleiche Bild. In kurzen Abständen folgen sich die grösseren Ortschaften oder Marktflecken. Immer wieder bietet sich das Bild eines von grossen Volksmengen belebten Marktes. Meistens liegt der Marktplatz im Schatten riesenhoher Bäume. Auf sauberen, aus Bambus gezimmerten Ständen wird alles zum Kauf ausgebreitet, was der Landmann ausser dem, was er selber erzeugt, zu seinem einfachen Leben brauchen mag. Mit allen möglichen Gefährten, im Auto, auf dem Motor- und Fahrrad, aber auch im althergebrachten Ochsenwagen und Ponywägelchen strömt die Menge zum Markt. Es ist eine ruhige, anständige Menge, von gutem Betragen, freundlich und sauber. Zum Markttag sind die Leute gut angezogen; die Javanerin gehört zu den bestgekleideten Frauen der Erde. Arm und Reich ist gut gekleidet. Der Unterschied in der sozialen Stellung äussert sich nur in der Qualität des "Sarong", des um die Lenden kunstvoll geschlungenen Stoffstückes in Batikarbeit, das von allen, Männern und Frauen, getragen wird. Der Kenner kann seine Herkunft und Qualität ohne weiteres feststellen, vom einfachen bäuerlichen Tuch bis zum wahren Kunstwerk, das auch entsprechend kostbar ist. Wie in Persien bei